

# NACHTGEWÄCHS

Sie zählt zu den spannendsten Komponistinnen der Gegenwart. Ihre Werke sind häufig poetisch-philosophische Erkundungen menschlicher Abgründe. In Schwetzingen und München kommen nun zwei neue Schöpfungen von LUCIA RONCHETTI heraus. Ein Porträt

VON JÜRGEN OTTEN

Nachts, so heißt es, seien alle Katzen grau. Auch in einer Bibliothek. Doch manchmal huschen auch kleine Kobolde durch das Reich der Göttin Nyx, zumindest in Romanen, die «Mitternachtskinder» heißen und aus der Feder eines der größten Erzähler-Phantasten unserer Zeit stammen. Salman Rushdie Roman aus dem Jahr 1981 ist zum Verlieben schön. Aber ist es auch einer zum Vertonen? Lucia Ronchetti beantwortete die Frage mit einem klaren Ja, und so kam 2015 am auftraggebenden Nationaltheater Mannheim eines ihrer poetischsten Stücke zur Uraufführung – das Musiktheater «Esame di mezzanotte» für Schauspieler, Stimmen, Vokalensemble, Kinderchor, Chor und Orchester. Regie führte Achim Freyer, der große, alte Märchenonkel, der noch jede Oper in einen klingenden Zaubergarten (oder, wie hier, in einen Büchergarten) zu entführen wusste, am Pult stand mit Johannes Kalitzke ein echter Köhner auf dem Gebiet der zeitgenössischen Musik. Vera-Lotte Boecker, 2022 «Sängerin des Jahres», zeigte damals schon ihr enormes singdarstellerisches Talent, und auch ihre Partner, darunter die (Counter-)Tenöre Matthew Shaw und Ziad Nehme, sowie das Schauspieler-Trio Christoph Wittmann, Reuben Willcox und Philipp Alexander Mehr, sorgten mit griffigen Darbietungen dafür, dass es ein magischer Abend wurde.

Für Magie hat die italienische Komponistin naturgemäß ein Faible. Aber auch für den Gegensatz aus Licht und Dunkel. Das Licht ist schon ihrem Vornamen eingeschrieben und das Dunkel schon allein deswegen faszinierend, weil sie so tief schläft, als sei sie auf dem Weg ins Totenreich. Jede Nacht, sagt Lucia Ronchetti, sei für sie so eine Art «sublimen Code», und als italienische Katholikin, die natürlich längst ins Reich des Agnostizismus ausgewandert ist, habe sie zum Tod ein nachgerade vertraut-entspanntes Verhältnis. Aber gerade weil sie so tief in die Finsternis hinabtaucht (was, wie sie im Neapel Elena Ferrantes etwas abergläubisch sagen, schon allein deswegen hilfreich sei, weil man in der Nacht Probleme hinwegschieben könne), ist sie nach eigenen Worten jeden Morgen bereit für eine positive Vision. Wobei Vision auch in ihrem Fall bedeutet: stundenlanges Brüten über einem Notentext, der dann irgendwann von anderen zum Klingen gebracht wird.

Sie kämpft dafür, jeden Tag. Aber sie liebt diesen Kampf. Das weiße Papier – Lucia Ronchetti zählt wie Wolfgang Rihm, Pascal Dusapin und Rebecca Saunders zur «konservativen» Garde jener Tonschöpferinnen und -schöpfer, die den Computer, wenn überhaupt, nur zum Schreiben von E-Mails benutzen, jedoch nie auf die Idee kämen, ihre Stücke in die Tasten zu hacken – lächelt sie an, es inspiriert sie; sie muss das Kratzen des Stiftes hören, um die Musik, die sich hinter dem Notierten (noch) verbirgt, zu empfinden, zu denken. Und weil sie für gewöhnlich schon um fünf Uhr (im Frühling und Sommer) oder sechs (im Herbst und Winter) wach ist, hat sie jede Menge Zeit, um ihre «Imaginationen» (eines ihrer Lieblingswörter) zu notieren. Sie brauche es, sagt Lucia Ronchetti. Sonst würde sie unglücklich. Oder zumindest ungeduldig. Anders kann man den Satz kaum deuten, den sie im Verlauf des

Gesprächs sagt, im vollen Ernst, ganz unkokett und ohne jede Attitüde: «Die Werke, die ich komponiere, sind letztlich der einzige Grund für mich zu leben.»

Dazu muss man wissen, dass diese erstaunliche und avancierte Künstlerin von Haus aus nicht nur Komponistin, sondern zudem studierte Philosophin ist. Sie liest die Welt womöglich präziser als andere, durchschaut deren Mechanismen (und vor allem Illusionen) vermutlich um eine Spur deutlicher, und vielleicht ahnt sie sogar, was diese Welt im Innersten zusammenhält. Doch der kritisch reflektierende, dialektisch denkende Geist trifft stets auf den schöpferischen, und dieser ist es, der sie ankurbelt, der sie an den Schreibtisch zwingt, der sie im Morgengrauen, während der Hahn kräht und die Vögel zwitschern, in die Inspiration treibt.

Das besitzt das Gepräge des Existenziellen. Aber dieses Existenzielle findet sich eben auch in vielen Werken dieser Komponistin; man denke nur an ihre Oper «Inferno», die 2021 als Auftragswerk der Ernst-von-Siemens-Stiftung in Frankfurt herauskam, als ein «Drama der menschlichen Begrenztheit». Lucia Ronchetti hat dazu einen Text geschrieben, der mehr ist als nur ein Text – eine Form von Poetik, die jedoch nur dem verständlich wird, der imstande ist, sich hermeneutischen Werkzeugen zu bedienen und nebenbei auch noch auf mythischem Gebiet beschlagen ist. «Inferno» geht, der Titel deutet es an, auf Dante zurück, den Ronchetti scharfsinnig einen «Erfinder der Missetaten» nennt. «Er ersinnt eine Zukunft und treibt sie ins Extrem, indem er sich selbst und andere verdammt.»

Der Nachtseite der Vernunft begegnet man nicht nur in diesem Werk. Fast scheint es, als würde Lucia Ronchetti absichtsvoll in die Katakomben hinabsteigen, weil sie dort mehr sieht als draußen, wo das Licht blendet. Auch in ihren beiden neuen Bühnenwerken, die in diesem Frühling kurz hintereinander bei den Schwetzingen Festspielen und bei der Münchener Biennale herauskommen, wendet sich die Komponistin erneut den Schattenseiten menschlichen Daseins zu. «Der Doppelgänger» gründet auf Dostojewskis gleichnamige Roman-Parabel (die der Schriftsteller leicht selbstironisch «eine Petersburger Dichtung» nannte), darin in bester fantastischer Manier ein Mann vorgeführt wird (Jakow Petrowitsch Goljadkin heißt er, ist ein kleiner Beamter mit Hang zur Oblomowerei und nicht eben ein glänzender Held), der sich bald schon im Labyrinth der Wirklichkeit nicht mehr zurechtfindet und schließlich kapituliert, während sein imaginiertes Ebenbild eine brillante





© Courtesy La Biennale di Venezia / ph. Andrea Avezzù

Karriere hinlegt. Die Abgründe, die sich vor ihm auftun, sie sind es, die Lucia Ronchetti und die Schriftstellerin Katja Petrowskaja, die den Text zu dieser neunzigminütigen Oper geschrieben hat, interessieren.

Und so ist es auch in dem Musiktheater «Searching for Zenobia» auf ein Libretto des syrischen, in Berlin lebenden Dramatikers Mohammad Al Attar. Erzählt wird darin die Geschichte von Zeina, deren Tagebuch ihrer Tochter Leyla in die Hände fällt, während die Mutter dahinsiecht. Es entpuppt sich als eine Art goldenes Notizbuch, denn Leyla findet in und zwischen den Zeilen mehr als nur Empfindungen. Sie entdeckt eine ganze Kulturgeschichte, die zurückreicht in die Zeit der antiken Königin Zenobia, deren Lebensgeschichte die Archäologin Zeina erforschte, bevor sie selbst in die Wirren des Krieges hineingezogen wurde und fliehen musste. Lucia Ronchetti hat bei ihren Forschungen die Oper «Zenobia» von Tomaso Albinoni ausgegraben; ihr Stück, das allein schon aufgrund der speziellen Besetzung Grenzen

überwindet («Searching for Zenobia» ist für Stimme, Sopran, eine syrische Vokalistin, Frauen-Vokalensemble und Streichquintett komponiert), verknüpft venezianischen Barock mit syrischer Musik und Ronchettis idiomatischer Klangwelt. Die ja inzwischen ein Stück weit auch mit dem Namen Venedig eng verknüpft ist. Seit drei Jahren leitet sie die dortige Musikbiennale und hat sie in dieser kurzen Zeit zu einem der erfolgreichsten Festivals für Neue Musik gemacht. Sie selbst sieht sich lediglich in der Rolle der Ermöglicherin, und eigentlich ist dieser Job ohnehin nicht sehr förderlich für ihr Befinden. Denn so schön die Aufgabe auch sein mag, sie frisst zwar keine Seele, aber doch Zeit. Und Zeit ist etwas höchst Kostbares für Lucia Ronchetti. Zeit zum Komponieren. Zeit für ihr Lebenselixier. Nur in der Nacht, wenn die Gestalten über den Flur huschen, da braucht sie diese Zeit für etwas anderes. Dann taucht sie ab in das Reich der Göttin Nyx. Dorthin, wo alles tiefer gedacht ist als am Tag. —